

Mich hat Technik des Industriezeitalters schon früh interessiert. Inzwischen musste ich einsehen, dass es viele verschiedene Auffassungen darüber gibt, was Technik war oder ist, und noch mehr, wie sich Technik entwickelt hat und sich weiter entwickeln wird. Schließlich werden die Wechselwirkungen unterschiedlich bewertet, die von bestimmten Technikbereichen ausgehen oder was wiederum aus anderen Bereichen auf diese Einfluss nimmt. Die Auffassungen sind offenbar davon abhängig, wie die verschiedenen Menschen, individuell und noch mehr gruppeneigentlich geprägt, in die Anwendungen von Technik eingebunden sind bzw. ihnen gegenüberstehen,

- entweder als aktiv Handelnde, wie die Handwerker, Ingenieure oder Industrieunternehmer,
- oder als abhängig Beschäftigte im speziellen, technisch bestimmten Arbeitsprozess,
- oder als Konsumenten und Nutznießer der technischen Errungenschaften, die in allen Lebenslagen Arbeitsvorgänge, Mobilität, Kommunikation erleichtern, beschleunigen oder überhaupt ermöglichen.

Und übergreifend über diese Gruppen hinweg wird das Verhältnis zu der von Menschen gemachten Technik problematisiert durch Erfahrungen von Verlusten und Zerstörungen durch Technik, sei es durch das Katastrophenerleben moderner Kriegstechnik, sei es durch das Bewusstsein unbeherrschbarer Kernenergietechnik. Aber auch durch die Schattenseiten technologischer Überdimensionierung, immer größerer, überwältigender technischer Systeme.

Die Wahrnehmung und Erinnerung von Technik sowie der von ihr bestimmten Erscheinungen sind daher verschieden nach ihren Orten und in ihrer jeweiligen Zeit und doch auch für die Individuen wiederum nach Generationen typisch.

Ich bin Jahrgang 1928, eingeschult 1935, als Kind und Jugendlicher in der vom NS-Staat befohlenen Technikbewunderung und -gläubigkeit von der Schule aus erzogen worden. Vom Elternhaus aus, trotz Verfolgung wegen ak-

---

<sup>1</sup> Vortrag im Rahmen der Vorlesung: Einführung in die Volkskunde, Veranstaltungs-Nr. 09.101 im Sommersemester 2006.

tiven sozialdemokratischen Widerstandes meines Vaters, war alles Technische eine positiv gewertete Kategorie.

Ich besaß als Schüler ungewöhnlich viel technisches Spielzeug, einen grossen Walther-Metallbaukasten, eine Modell-Dampfmaschine, eine Modell-Eisenbahnanlage und weiteres. Ich war wohl auch meines Spielzeugs wegen ein begehrter Spielkamerad und hatte trotz meiner Ausgrenzung durch die Nürnberger Rassengesetze einen großen Freundeskreis aus der Schule und aus der Nachbarschaft. Kriegstechnisches Spielzeug, das damals dominierte, war mir durch die Eltern ferngehalten. Aber mit dem Wissen um Technikgeschichte konnte ich vor meinen Gefährten glänzen. Eine meiner Lieblingslektüren war das Buch der Erfindungen von Franz Reuleaux, in der einbändigen Volksausgabe von etwa 1900, mit den instruktiven Holzstich-Illustrationen.<sup>2</sup> Ergänzt wurde meine Lektüre durch die damals ganz neuen Bücher ›Wunder der Wellen‹ und ›Du und die Elektrizität‹ von Eduard Rhein.<sup>3</sup> Soweit zunächst zu meinem kindlichen Umgang mit Technik und Technikwissen. Ich komme noch auf weitere lebensgeschichtliche Beziehungen zurück.

Die Begriffe Industriearchäologie und Industriekultur gab es noch nicht in meiner Kindheit und auch noch nicht, als ich vor 50 Jahren in Münster in Westfalen mein Volkskundestudium begann. Es gab sie aktuell 1980: Im Mai jenes Jahres nahm ich als Hauptabteilungsleiter am Museum für Hamburgische Geschichte, zuständig für Kultur- und Sozialgeschichte und Zeitgeschichte, an der Gründung des Vereins Museum der Arbeit in Hamburg teil. Noch einmal 25 Jahre später, 2005, feierte der Verein, nun Freunde des Museums der Arbeit genannt, sein Jubiläum. Dazu erschien die Festnummer der Vereinszeitschrift ›mit-arbeit‹.<sup>4</sup> Für sie schrieb ich den Beitrag: ›Eine Idee entsteht. Vorgeschichte des Vereins Museum der Arbeit‹. Darin behandle ich die beiden Begriffe, die in Deutschland seit Mitte der siebziger Jahre motivierend zur Erhaltung von baulichen Zeugnissen der Industriegeschichte, zur musealen Sammlung von Objekten aus der Industrietechnik, zur Darstellung industrieller Arbeitsprozesse und zur Wechselwirkung der Technik mit den Veränderungen im gesellschaftlichen Leben führten und führen.

2 *W. Berdrow*: Das Buch der Erfindungen. Volksausgabe, Leipzig o. J., basierend auf Franz Reuleaux (Hg.): Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Rundschau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit. 8. Auflage in 8 Bdn. Leipzig 1888.

3 *Eduard Rhein*: Wunder der Wellen. Berlin 1937, und *ders.*: Du und die Elektrizität. Berlin 1940.

4 Freunde des Museums der Arbeit e. V. (Hg.): 25 Jahre Verein Museum der Arbeit. In: mit-arbeit. Hamburg 2005.

Aus einem Interview mit dem Aktivisten der ersten Stunde für das konkrete Projekt in Hamburg:

»Als ich hineinging, es war ein sonniger Tag, es war unglaublich schön. Ich habe später einmal gelesen, die Kathedralen der Industrie, so sah das aus, ein großer lang gezogener Raum, in den die Sonne durch die Fenster stirnseitig flutete, wo der Staub, die Staubpartikel das Licht brachen, und auf dem Boden lagen Schrauben, Gussformen und Werkzeuge, wie eben aus der Hand gelegt. Ich war im Inneren bewegt. ... Und ich dachte, jetzt werden die Leute wieder arbeitslos.«<sup>5</sup>

So erinnert sich Dieter Glienke, als Architekt an städtebaulichen Sanierungsaufgaben interessiert, an seinen ersten Besuch in der Schiffsschraubenfabrik Zeise in Hamburg-Ottensen 1975, und wie er daraufhin zu dem Sanierungsbeauftragten dieses Stadtteils, Walter Seeler, kam und auf dessen Frage: ›Was willst Du denn damit machen?‹ antwortete: ›Ein Museum der Arbeit‹.

Das war eine Idee für ein bestimmtes Objekt an einem bestimmten Ort. Und die beiden Gesprächspartner hielten an ihr fest und ventilierten sie über mehrere Jahre. Aber wie kam es dazu?

Ottensen war zu der Zeit, 1975, für die hamburgische Stadtentwicklung ein extrem problematischer Stadtteil, ein Brennpunkt für Veränderungen.<sup>6</sup> Diese wurden ausgelöst durch ein Wegbrechen traditioneller, arbeitsintensiver Industrien. Die größten Firmen darunter waren das Ottensener Eisenwerk, mit dem Aus 1963, und Menck & Hambrock, mit dem Aus 1967. Das wiederum lockte spekulativen Grunderwerb durch Großunternehmen der Bauwirtschaft an. Dazu kam ein stark gesteigerter Autoverkehr mit der neuen Autobahn als westlicher Umgehung Hamburgs und mit ihren Anschlüssen Othmarschen und Bahrenfeld. Betroffen von einer geplanten großen Umsiedlung war eine noch relativ homogene Wohnbevölkerung mit einem hohen Anteil an Industriearbeitern. 1969 hatte die Stadtplanung ein tief greifendes Sanierungsprojekt vorgelegt, in dem dort für Hamburg eine City West mit gewaltig viel Büroraum vorgesehen war. Das innerstädtische Areal des hier aufgegebenen Maschinenbau-Großbetriebes Menck & Hambrock war daraufhin von der Neuen Heimat für viel Geld, viel mehr als die Stadt dafür zu zahlen bereit gewesen war, erworben worden.

Der Widerstand der Wohnbevölkerung gegen ihre drohende Verdrängung artikulierte sich zunächst quartierweise. Örtliche Politiker stiegen in diesen

---

<sup>5</sup> Ebd., S. 11.

<sup>6</sup> Vgl. ausführlich dazu: Ausstellungsgruppe Ottensen – Altonaer Museum (Hg.): Ottensen. Zur Geschichte eines Stadtteils. Hamburg 1982.

Widerstand ein, voran eine Gruppe Jungsozialisten. Deren Sprecher war Michael Sachs. Der Interessenkonflikt beschäftigte die hamburgische Politik. So wurde mit dem Sanierungsbeauftragten für Ottensen im Altonaer Rathaus eine Ansprech- und Ausgleichstelle in diesem Konflikt geschaffen, eine Einrichtung, die Modellcharakter für die Bundesrepublik hatte. Die hamburgische Stadtplanung war genötigt umzudenken; sie veränderte die Bebauungs- und Verkehrspläne schrittweise hin zu den Bedürfnissen der hier Ansässigen.

Denn die Ottensener Bürgerinitiativen konnten auch auf Erfolge verweisen. Zum Beispiel war die stillgelegte Produktionsstätte für Holzbearbeitungsmaschinen, erbaut 1889 an der Barnerstraße, 1969 zum Abbruch vorgesehen, als eine Gruppe bildende Künstler, darunter namentlich Horst Dietrich, das Gebäude mit dem eindrucksvollen hölzernen Innengerüst auf Erbpacht erwarben. Sie hatten von Anfang an die Absicht, mit Unterstützung aus der Einwohnerschaft des Stadtteils darin eine kommerzielle Spielstätte, besonders für populäre Musik zu schaffen und diese mit ehrenamtlicher kreativer Kulturarbeit zu verbinden. Unter dem Namen ›Die Fabrik‹ startete 1971 dieses Experiment der Umnutzung eines Industriedenkmals zu einem Kulturbetrieb.<sup>7</sup> Es war das Erste dieser Art in Deutschland, von Anfang an erfolgreich und bundesweit beachtet. Gewiss gab dieses Beispiel dann auch eine Anregung für eine Umnutzung der in der Nachbarschaft gelegenen Zeise-Fabrik.

Um 1970 hatten stillgelegte Industrieanlagen, auch wenn sie ehrwürdig alt, ästhetisch interessant und geschichtsträchtig waren, in den Städten Deutschlands noch kaum die Chance, durch die Denkmalpflege beachtet und mit neuer Nutzung erhalten zu werden. Brachgefallene Fabriken wurden in der Fläche saniert, entsprechend dem derzeit herrschenden Ideal der Trennung von Wohnen und Arbeiten in der modernen Stadt.

Eine neue Wertschätzung alter Architektur von Produktionsstätten und Verkehrsanlagen des Industriezeitalters ging von England aus. Dieses hoch industrialisierte Land, Mutterland der Industriellen Revolution des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, erfuhr früher als sonst ein Land in Europa die Abwanderung von traditionellen Industrien in Billiglohnländer. Im Fall Englands geschah die Abwanderung schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg in seine ehemaligen überseeischen Kolonien. Die Entwicklung von Industrien dort war während der beiden Weltkriege stark gefördert worden.

---

<sup>7</sup> Vgl. zum Bau und seiner Geschichte: *Volkwin Marg*: Die Fabrik in Altona. In: Hamburg und seine Bauten 1969–1984. Hrsg. vom Architekten- und Ingenieurverein Hamburg e. V., Hamburg 1984, S. 372 f.

Die Krise im Steinkohlenbergbau kam in England und Deutschland dann mit Beginn der 1960er Jahre schon fast gleichzeitig. Diese Krise mit dem ›Zechensterben‹ war ausgelöst durch den Preisverfall für Steinkohle durch billigere, überseeische Importe und durch die übermächtige Konkurrenz durch das leichter zu transportierende Erdöl.

Im Bewusstsein einstiger Größe und Vorbildlichkeit und in der Gegenwartigkeit bedrückender Verluste vereinten sich in England unterschiedliche Menschen zum Aufspüren, Kartieren, Dokumentieren, Erhalten bis hin zur Rekonstruktion von Industriedenkmälern, ›industrial monuments‹. Erst die Krise hat die schon vorhanden gewesenen Bemühungen um solche Industriedenkmäler auf eine kulturpolitische Ebene gehoben.

In England entstand damit bereits in den 1950er Jahren ein neues Aktivitätsfeld. In ihm sammelten sich Profis und Amateure, die hauptsächlich in Einrichtungen der Erwachsenenbildung tätig waren, Experten aus der Industriearbeit und Hobby-Geschichtsforscher. Sie spürten den vom Abriss oder Verfall bedrohten Bauten des industriellen Erbes nach, dokumentierten sie und begannen sie zu sichern.

Die folgenden Daten sind von Wolfhard Weber genannt.<sup>8</sup>

1955 erschien in der Zeitschrift ›The Amateur Historian‹, der Sektion ›adult education – extra mural‹ der Universität Birmingham, erstmals als Bezeichnung für dieses Tätigkeitsfeld der Begriff ›industrial archaeology‹, Industriearchäologie.

Der zunächst verwirrende Name Archäologie für die Pflege des Erbes vergangener Produktionsanlagen und Transportmittel aus den letzten 250 Jahren ist dabei weniger dem Methodenkanon der klassischen Archäologie als der in England verbreiteten und typischen Organisationsform der Pflege seiner Altertümer, auch und gerade der Denkmäler der provinzial-römischen Antike durch lokale Gruppierungen mit hohem Anteil engagierter Laien, geschuldet.

»Der erste bedeutende Erfolg auf dem Gebiet der Organisation bestand darin, dass der Council for British Archaeology, eine das gesamte Gebiet Großbritanniens umfassende wissenschaftliche Institution, die von vielen lokalen Vereinen, Museen, Interessen-

---

<sup>8</sup> *Wolfhard Weber*: Von der ›Industriearchäologie‹ über das ›Industrielle Erbe‹ zur ›Industriekultur‹. Überlegungen zum Thema einer handlungsorientierten Technikhistorie. In: Ulrich Troitzsch und Gabriele Wohlauf (Hg.): *Technik-Geschichte. Historische Beiträge und neuere Ansätze*. Frankfurt am Main 1980, S. 420–447, bes. S. 427 ff.

gemeinschaften von Technikern und Lokalhistorikern entfaltete Aktivität für die Erhaltung industrieller Denkmäler im Jahre 1959 zur Kenntnis nahm, eine Konferenz mit dieser Thematik einberief und einen Forschungsausschuss für Industriearchäologie (Research Committee on Industrial Archaeology – RCIA) gründete.«<sup>9</sup>

Industrial Archaeology wurde dann auch der Titel einer wissenschaftlichen Zeitschrift mit dem Zusatz: *The Journal of the History of Industry and Technology*, erschienen seit 1964.

Der aus der Praxis geborene Begriff sollte nun auch wissenschaftlich begründet werden. Angus Buchanan definierte 1972:

»Industriearchäologie ist ein Forschungsgebiet, das sich mit der Erforschung, Erfassung, Registrierung und in einigen Fällen mit der Erhaltung industrieller Denkmäler befasst. Die Bedeutung dieser Denkmäler muss in den Kontext der Sozial- und Technikgeschichte gestellt werden.«<sup>10</sup>

Erste Museen, die Technik-, Industrie- und Sozialgeschichte im Zusammenhang mit Regionalgeschichte darstellen, wurden in Großbritannien seit den 1950er Jahren in bedeutenden Industriedenkmälern und in ihrem Umkreis angelegt. Besonders bekannt wurden die zusammengehörigen Freilichtmuseen von Coalbrookdale und Ironbridge, genannt »The Ironbridge Gorge Museum – the birthplace of modern industry«, die Wiege der industriellen Revolution, heute in der 1960 gegründeten Großraumstadt Telford gelegen, nordwestlich von Birmingham.

Hier in Telford, benannt nach einem berühmten englischen Bauingenieur um 1800, fand 1973 der Erste Internationale Kongress über die Erhaltung von Industriedenkmälern statt. Er hatte maßgeblichen Einfluss in zahlreiche Länder Europas und auch nach Deutschland. First International Congress on the Conservation of Industrial Monuments, wohl klingend abgekürzt in FICCIM, unter dieser Abkürzung erschien auch der wichtige Tagungsbericht.

Ein Zweiter Kongress folgte 1975, veranstaltet vom Bergbaumuseum in Bochum. Dieses Museum, gegründet 1930, leistete besonders durch seinen Direktor Rainer Slotta Pionierarbeit zur Erfassung und Erhaltung von Industriedenkmalen.

<sup>9</sup> *Akos Pauliny*: Industriearchäologie – Neue Aspekte der Wirtschafts- und Technikgeschichte. Dortmund o. J. (1975 = Vortragsreihe der Gesellschaft für Westfälische Wirtschaftsgeschichte, Nr. 19), S. 7, zitiert in: *Rainer Slotta*: Einführung in die Industriearchäologie. Darmstadt 1982, S. 152.

<sup>10</sup> Zitiert in *Slotta*, wie Anm. 9, S. 153.

Rainer Slotta hat auch 1982 das bis heute aktuelle Buch, Einführung in die Industriearchäologie, veröffentlicht.<sup>11</sup> Darin behandelt er neben Geschichte und Selbstverständnis dieses Faches innerhalb der Forschung einen Aufgabenkatalog und eine Beispielsammlung, um Technische Denkmäler als Informationsträger für zehn verschiedene Komplexe zu befragen:

- technische Verhältnisse und Entwicklungen,
- politische, wirtschaftlich-ökonomische Verhältnisse und Gesamtzusammenhänge,
- soziale Verhältnisse sowie über Arbeitswelt und Arbeitsbedingungen,
- geologische und Lagerstätten bedingte Verhältnisse
- rechtliche Verhältnisse
- ökologische und klimatische Verhältnisse und Entwicklungen,
- medizinische und hygienische Verhältnisse,
- künstlerisches Verständnis,
- religiöse und weltanschauliche Verhältnisse,
- persönliche, individuelle Ereignisse.

Slotta behandelt abschließend Technische Denkmäler und Kunstdenkmäler nach ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten in Fragen der Inventarisati-on, Dokumentation und der Erhaltung. Die gegliederte Bibliographie erweist sich als zuverlässig.

Wichtig, um die Differenzierung zwischen Technikgeschichte und Industriearchäologie zu verstehen, halte ich den Beitrag von Wolfhard Weber: Von der ›Industriearchäologie‹ über das ›Industrielle Erbe‹ zur ›Industriekultur‹. Überlegungen zum Thema einer handlungsorientierten Technikhistorie.<sup>12</sup> Hierin finden wir eine gute Übersicht über die internationalen Vereinigungen und Aktivitäten in den einzelnen europäischen und nordamerikanischen Ländern zur Erhaltung des industriellen Erbes.

Den erwähnten Kongressen in Telford und Bochum folgte 1978 die Konferenz im Nordischen Museum in Stockholm. Dort wurde ein ständiges Internationales Komitee für die Bewahrung des industriellen Erbes gegründet, das auch die weiteren Konferenzen vorbereitete, so die vierte im Ecomusée von Le Creusot in Frankreich 1981, und diejenigen in Washington D.C. 1984, nun mit der Bezeichnung ›On the Conservation of industrial Heritage‹, in Wien

---

<sup>11</sup> Slotta, wie Anm. 9.

<sup>12</sup> Weber, wie Anm. 8.

1987, in Belgien 1990 und weitere. Außerdem bildete sich 1972 in den USA eine internationale Gesellschaft für Industriearchäologie.<sup>13</sup>

In meiner Museumstätigkeit habe ich, wenn auch nur selten, an anderen ähnlichen internationalen Kongressen teilgenommen. Ich war studentischer Mitarbeiter am Museum für Hamburgische Geschichte, als dort 1963 ein Kongress der Sektion Transportmuseen im Internationalen Komitee der Museen, ICOM, einer Unterorganisation der UNESCO stattfand.<sup>14</sup> Später dann als Leiter der Abteilung Hafen, Schifffahrt, Verkehr und Kommunikation, assistierte ich 1972 meinem Direktor und damaligem Ordinarius für Volkskunde, Walter Hävernich, bei einer gleichartigen Veranstaltung in London und Liverpool. Dort wurden uns damals als eindrucksvolles, noch völlig unsicheres Vorhaben der Industriearchäologie die stillgelegten Hafenanlagen Liverpools aus dem frühen 19. Jahrhundert, Dockbecken mit den typischen Speicherbauten, im Verfall begriffen, vorgeführt. Inzwischen sind diese Anlagen überzeugend rekonstruiert und neu genutzt. Besonders gelungen darin erscheinen die Museen für Schifffahrt, Auswanderung und Stadtgeschichte.<sup>15</sup> Ich war begeistert, als ich 1999 auf einer Museumsreise der Freunde des Museums der Arbeit nach Manchester und Liverpool diesen Ort neu erlebte.

Ein Einschub: Das Museum für Hamburgische Geschichte war, als ich dort meine Museumslaufbahn begann, 1964 als Volontär, unterbrochen 1965, dann als Abteilungsleiter, ein volkskundlich geführtes Museum mit dem damals ganz ungewöhnlichen Schwerpunkt industrietechnischer Objekte und Themen. Diese hatte Walter Hävernich mit seinen Ambitionen besonders für Eisenbahn und Dampfschifffahrt dem Museum zugeführt. Er wurde von zahlreichen seiner Kollegen belächelt, verspottet und auch verachtet. Für einen Universitätsprofessor der geisteswissenschaftlichen Fächer und Direktor eines staatlichen Museums galt es damals unter der Würde, sich mit solchen Niederungen des Alltags zu beschäftigen.

Für mich war das eine besondere Herausforderung. Mein Dissertationsthema, ›Landtischler, Tischlerwerk und Intarsienkunst in den Vierlanden‹

<sup>13</sup> *Ebd.*, S. 442, s. auch Society for Industrial Archeologie, homepage: [www.sia-web.org](http://www.sia-web.org).

<sup>14</sup> Vgl. *Günther Albrecht*: Das Museum für Hamburgische Geschichte in der internationalen Zusammenarbeit der Verkehrsmuseen. In: Wilhelmine Jungraithmayr (Hg.): *Das Historische Museum als Aufgabe. Forschungen und Berichte aus dem Museum für Hamburgische Geschichte 1946 – 1972*. Hamburg 1972, S. 195–199.

<sup>15</sup> Zu den vorbildlichen Maßnahmen des Denkmalschutzes in Englands historischen Häfen vgl. die Beiträge von Keith A. Falconer, John C. Robinson und Robert Carr in: *Industriekultur und Arbeitswelt an der Wasserkante*, vgl. Anm. 20.

hatte mich von Münster in Westfalen, wo ich 1956–1960 studiert hatte, an das Hamburger Seminar für Altertums- und Volkskunde und dem damit verbundenen Museum für Hamburgische Geschichte geführt.<sup>16</sup> Dieses bot für mein Thema reiches Material besonders in der graphischen und photographischen Sammlung.

Das Museum beschäftigte mich als studentischen Mitarbeiter u. a. in der Bibliothek der ›Vereine Freunde der Eisenbahn und Modelleisenbahn Hamburg‹. 1964 arbeite ich als Volontär schon in der Abteilung, die ich dann ab 1966 bis 1972 leitete. Zu ihr gehörte auch seit 1959 eine Dampfbarkasse, gebaut 1901 als Bereisungsschiff der Harburger Hafenbehörden und benannt nach einem dortigen preußischen Politiker, Geheimrat Just.<sup>17</sup> Mit der alten Zwei-Zylinder-Dampfmaschine wurde das Schiff von ehrenamtlichen Maschinisten und Schiffsführern mit Hafenpatent zu zahlreichen Gelegenheiten als Werbung für das Museum im Hamburger Hafen fahrend vorgeführt. Nach fast zehn Jahren im Museumsdienst war der genietete Eisenrumpf nicht mehr zu retten, und die Dampfbarkasse wurde durch eine jüngere, 1928 für die Hamburger Hafenzentrale gebaute, ersetzt. Da das Schiff nun die Polizeibezeichnung nicht behalten konnte, wurde es nach dem ersten Ordinarius für Volkskunde in Hamburg und Vorgänger von Hävernich, Otto Lauffer, umbenannt. Das ist das Schiff, das heute noch dem Museum dient und im Övelgöner Museumshafen stationiert ist. Bis 1972 haben Studierende der Volkskunde an etlichen Exkursionen mit diesen beiden Dampfbarkassen zwischen Lauenburg, Glückstadt und Stade teilgenommen. Ich war mehrfach daran beteiligt. Denn seit 1969 war ich offiziell Lehrbeauftragter am Seminar für deutsche Altertums- und Volkskunde in Hamburg.

1973 gab sich die Freie und Hansestadt Hamburg ein neues Denkmalschutzgesetz.<sup>18</sup> Nach § 2

»können geschützt werden 1. unbewegliche Denkmäler, 2. Gebäudegruppen, 3. Gesamtanlagen, 4. bewegliche Denkmäler, deren Erhaltung wegen ihrer geschichtlichen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Bedeutung oder zur Bewahrung charakteristischer Eigenheiten des Stadtbildes im öffentlichen Interesse liegt«

---

16 *Ulrich Bauche*: Landtischler, Tischlerwerk und Intarsienkunst in den Vierlanden unter der beiderstädtischen Herrschaft von Lübeck und Hamburg bis 1867. Hamburg 1965.

17 Vgl. *Walter Kresse*: Die Museumsschiffe. In: Jungrathmayr, wie Anm. 14, S. 201–212.

18 *Wolfgang Brönner* (Bearb.): Deutsche Denkmalschutzgesetze. Schriftenreihe Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz. Bonn 1982, S. 47–51.

Unter den unbeweglichen Denkmälern ist auch die Kategorie der technischen Denkmäler ohne weitere Differenzierung genannt.

Nach § 5 wurde dem Denkmalschutzamt ein unabhängiger sachverständiger Beirat, der Denkmalrat, aus zwölf Mitgliedern beigeordnet, darunter Vertreter der Wissenschaftsfächer Kunstgeschichte, Archäologie, Architektur, Städtebau, Geschichte, Volkskunde und bildende Künste. Ich war als Vertreter unseres Faches von 1974 bis 1991 daran beteiligt.

Für Technische Denkmäler galt uns zunächst folgende Definition:

»Einzigartige oder typische, geschichtlich sowie volkskundlich wertvolle Vorrichtungen, Anlagen und Bauten, die vorzugsweise der Produktion und der Kommunikation dienen oder gedient haben und für die einzelnen Landschaftsgebiete charakteristisch sind, wobei Anfangs- und Endglieder technischer Entwicklungsreihen besonders beachtet werden.«<sup>19</sup>

Mit dieser sehr allgemein gehaltenen Definition gerieten die wissenschaftlichen Mitarbeiter des Denkmalschutzamtes, damals ausschließlich Kunsthistoriker, und die Mitglieder im Denkmalrat in die Bedrängnis, keine schlüssigen Auswahlkriterien zu haben, angesichts der zu der Zeit schon massenhaften Außerbetriebnahme von Fabrikgebäuden und Industrieanlagen.

Es galt nun, die Bestände an industriellem Erbe erst einmal festzustellen, Bestandsaufnahmen zu machen und sie in Ranglisten nach der Bedeutung einzuordnen. Bis es zu veröffentlichten Erhaltungskonzepten für Hamburg kam, brauchte es viele Jahre. Erst seit 1991 gab die Denkmalpflege in Zusammenarbeit vornehmlich mit Kunsthistorikern und seltener mit Fachvertretern der Geschichte, Technikgeschichte und Volkskunde entsprechende Darstellungen heraus.<sup>20</sup>

Mit dem ›Erhaltungskonzept Ottensen‹ hatte das Denkmalschutzamt Hamburg erstmalig um 1975 seine Interessen bekundet und sein neues Aufgabenfeld deutlich gemacht. Inzwischen ist die Industriedenkmalpflege zu ei-

<sup>19</sup> Eine Empfehlung des Verbandes Deutscher Ingenieure, zitiert in: *Weber*, wie Anm. 8, S. 427.

<sup>20</sup> Vgl.: *Anne Frühhauf*: Fabrikarchitektur in Hamburg. Entwicklung und Bestand bis 1914. Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg, Nr. 10, 1991; *dies.*: Die Bauwerke des Schienenverkehrs in Hamburg. Hamburg 1994. Außerdem: Übersicht über die Bau- und Technikdenkmale im Hamburger Hafen. In: Kulturbehörde / Denkmalschutzamt der Freien und Hansestadt Hamburg (Hg.): *Industriekultur und Arbeitswelt an der Wasserkante*. Zum Umgang mit Zeugnissen der Hafen- und Schiffahrtsgeschichte. Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg, Band 11; Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz (Hg.): *Aspekte und Perspektiven der Hafendenkmalpflege*. (zum Internationalen Hafendenkmalpflege-Symposium Hamburg 1989), Bonn o. J.

nem wesentlichen Bestandteil seiner ständigen Arbeit geworden. Anschaulich beschreibt das Heft Denkmalpflege Hamburg, Fabriken, 1992, die Arbeit an 17 Bauspielen, von denen die Zeise-Schiffsschraubenfabrik das erste ist.

»Ein Dorf wie Ottensen vor den Toren Altonas verdankt dänischen Zollprivilegien seinen raschen, vom Takt der Industrialisierung bestimmten Aufschwung. Noch heute kann man an der Topographie dieses Stadtteils die ursprünglich dörflichen Strukturen ablesen, die die Grundlagen für eines der dichtesten Industrieareale im Westen Hamburgs wurden. Die ehemalige Schiffsschraubenfabrik Zeise, die als Gesamtkomplex z. Zt. eine Umnutzung erfährt, kann über die erhaltene industrielle Bausubstanz zwischen der Friedensallee und der Bergiusstraße die städtebauliche Textur des Stadtteils dokumentieren. Hier verband um die Jahrhundertwende 1900 inmitten eines dicht besiedelten Arbeiterwohnquartiers die durch die Straßen verlegte Industriebahn die großen häufig Eisen verarbeitenden, dem Schiff- und Maschinenbau verpflichteten Fabrikkomplexe miteinander und stellte den überregionalen Anschluß zur Fernbahn her. Der Komplex der Zeise-Hallen, ehemalige Schiffsschraubenfabrik an der Friedensallee im Herzen Ottensens, kann mit seiner Erhaltensproblematik die besondere, die Denkmalpflege in ihrer Gesamtheit fordernde Aufgabenstellung verdeutlichen.«<sup>21</sup>

Tatsächlich erfolgte die Unterschutzstellung der Zeise-Hallen erst 1985. Die Probleme der Grundstücksverwertung, der Eigentümerinteressen, einer möglichen Neunutzung und die dafür erforderlichen Eingriffe in die Denkmalsubstanz erweisen sich bei Industriedenkmalern generell als besonders schwierig.

Ähnlich wie Ottensen im Kleinen, erlebte das Kerngebiet der deutschen Schwerindustrie, das Ruhrgebiet, seit den 1960er Jahren den gewaltigen Strukturwandel der industriellen Arbeitswelt, hauptsächlich in der Förderung von Kohle und bei der Produktion von Stahl. Auch dieser Wandel war von vielfältigen, meist kleinräumigen Protesten der betroffenen Arbeiterschaft oder Wohnbevölkerungen begleitet. Auch hier ging es gelegentlich um Bauten. Beispielsweise fochten die Bewohner einer der ältesten Arbeitersiedlungen, der 1846 neben dem Eisenhüttenwerk Gute-Hoffnungs-Hütte in Oberhausen errichteten Siedlung ›Eisenheim‹, einen phantasievollen und bundesweit Aufsehen erregenden Kampf mit dem Mentor Günter Roland gegen den drohenden Abriss – und gewannen ihn 1977. Sie erreichten nicht nur den Erhalt unter Denkmalschutz, sondern schufen auch ein eigenes kleines Museum, heute eine Station des Rheinischen Industriemuseums.

Solche Aktivitäten und Aktionen ›von unten‹ haben in Nordrhein-Westfalen dazu beigetragen, dass das Land, seine Hochschulen und seine Kulturverwaltung, sich relativ früh der Geschichte seiner prägenden Wirtschaftskräfte

---

<sup>21</sup> Kulturbehörde/Denkmalenschutzamt Hamburg (Hg.): Denkmalpflege Hamburg. Fabriken. Hamburg 1992, S. 7.

und der Erhaltung baulicher Zeugnisse der Industrie zuwandten. 1973 wurde das Westfälische Freilichtmuseum Technischer Kulturdenkmale in Hagen eröffnet.<sup>22</sup> Sein Schwerpunkt liegt in der Darstellung der Frühindustrialisierung.

In deren Zeit, dem 18. und frühen 19. Jahrhundert, wurden am Nordrand der Mittelgebirge die Wasserläufe verstärkt für den Mühlenantrieb sehr verschiedener technischer Gewerbe genutzt. Das Gebiet der preußischen Grafschaften Mark und Berg bildeten darin einen deutschen Schwerpunkt dieser Entwicklung. Schon in den 1920–30er Jahren hatte ein dortiger Oberbaurat, Wilhelm Claas, Bestandsaufnahmen und Objektsammlungen zum Erhalt dieser technischen Kulturdenkmäler geschaffen und dazu ein Buch veröffentlicht.<sup>23</sup>

Ich darf auch hier eine persönliche Beziehung einflechten. Über das Jahr 1965 war ich als Museumsassistent Leiter der Abteilung Volkskunst/Volkskunde im Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund. Das Museum war infolge der Kriegszerstörung damals im Schloss Cappenberg nördlich von Lünen untergebracht. Als Student in Münster hatte ich im Auftrag der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe eine in Photographie und Beschreibung dokumentierte Bestandsaufnahme von vorindustriellem Sachgut in den ehemals ländlichen Siedlungen des heutigen großen Stadtkreises Dortmund begonnen.<sup>24</sup> Drei mal zwei Monate hatte ich 1958–60 dafür aufgewendet. Das empfahl mich nach Studienabschluss auf meine erste feste Stelle. Ein wesentlicher Teil meiner Arbeit dort bestand in der Weiterführung der Bestandsaufnahme.<sup>25</sup> Denn das damals von der Montanindustrie beherrschte Dortmunder Gebiet hatte einen viel dichteren Bestand an bäuerlichen Haus- und Hofinventaren und auch an alten Gebäuden bewahrt als in den agrarischen Landkreisen des westlichen Münsterlandes, wo seit Mitte der 50er Jahre gleichartige Bestandsaufnahmen von Mitstudenten unternommen wurden. Doch das ist ein eigener, volkskundlich noch nicht hinreichend diskutierter Fragenkomplex.

<sup>22</sup> Westfälisches Freilichtmuseum Technischer Kulturdenkmale Hagen im Landschaftsverband Westfalen-Lippe. (=Westermann-Reihe museum) Braunschweig 1980.

<sup>23</sup> *Wilhelm Claas*: Technische Kulturdenkmale im Bereich der ehemaligen Grafschaft Mark. Hagen 1939, 2. Aufl. 1958.

<sup>24</sup> *Ulrich Bauche*: Bestandsaufnahme von volkskundlichen Sachgut – Dortmund. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 7 (1960), S. 211–215.

<sup>25</sup> Die Karteien der Objekte nach den Fundorten und mit Fotos und Beschreibungen werden in zweifacher Ausfertigung im Archiv der Volkskundlichen Kommission Westfalen in Münster und im Museum für Kunst und Kulturgeschichte in Dortmund bewahrt.

Durch meine Bestandsaufnahme 1965 stand ich im Kontakt mit dem damaligen Denkmalpfleger der Stadt Dortmund, Fritz H. Sonnenschein, der seit 1963 im Auftrag des Landschaftsverbandes die Pläne für das Hagener Museum schmiedete und auch mich dafür zu interessieren suchte. Sonnenschein war dann der Gründungsdirektor dieses ersten technischen Freilichtmuseums. Der große Besucherstrom seit der Eröffnung 1973 bestärkte die beiden Landschaftsverbände Westfalen-Lippe und Rheinland, wenige Jahre später, seit 1979 ausgewählte Denkmäler, vornehmlich der großen Industrie des 19. und 20. Jahrhunderts, in situ zu erhalten und zu Museen vor Ort zu gestalten. Die ersten Standorte des Westfälischen Industriemuseums wurden seit 1989 als Museen eröffnet, 1999 seine Zentrale, die ›Musterzeche‹ Zollern II/IV, in Dortmund-Bövinghausen.<sup>26</sup>

Aus den Diskussionen des Deutschen Städtetages Anfang der 1970er Jahre hatte sich eine Gruppe vornehmlich sozialdemokratisch orientierter Kulturpolitiker zusammengefunden, um Programme und Aktionen für eine breitere Beteiligung der Bevölkerung am städtischen Kulturleben zu entwickeln und die von Willi Brandt stammende Losung »Mehr Demokratie wagen!« in ihren Wirkungsfeldern umzusetzen. Zu ihnen gehörten Kulturdezernenten wie Hermann Glaser (Nürnberg), Hilmar Hoffmann (Frankfurt am Main) und Alfons Spielhoff (Dortmund).

Unterstützt und verbreitert wurde dieser Kreis durch die Loccumer Kulturpolitischen Kolloquien unter der Leitung von Olaf Schwencke, der 1974 die gemeinsamen Ziele in dem Buch ›Plädoyers für eine neue Kulturpolitik‹ herausgab. Dieser Kreis konstituierte sich bei seiner Tagung 1976 im Hamburg-Altonaer Rathaus als ›Kulturpolitische Gesellschaft‹. Bei dieser Gelegenheit stellte Walter Seeler, der Sanierungsbeauftragte für Ottensen, das Zeise-Fabrik-Projekt mit Überlegungen zu einem ›Museum der Kultur der Arbeiter‹ vor. Daran wurde anlässlich der Verleihung des Kulturpreises 1986 an das Projekt Museum der Arbeit durch die Kulturpolitische Gesellschaft erinnert.

Anregungen dieser Gesellschaft wirkten auch auf die staatliche Kulturpolitik Hamburgs. Seit 1974 war Wolfgang Tarnowski kulturpolitischer Sprecher in der SPD-Bürgerschaftsfraktion, und in vielen dokumentierten Debatten vertrat er die Position, Kultur in immer breitere Bevölkerungskreise zu bringen und diese für immer stärker differenzierte Kultur zu gewinnen. Ein neuer, erweiterter Kulturbegriff wurde dazu entwickelt und propagiert.

---

<sup>26</sup> Vgl. *Dagmar Kift*: ›Musterzeche‹ Zollern II/IV. Museum für Sozial- und Kulturgeschichte des Ruhrbergbaus. Museumsführer. Essen 2000.

Von 1971 bis 1978 gab es keine eigene Kulturbehörde in Hamburg; das Ressort war ein Amt innerhalb der Behörde für Wissenschaft und Kunst unter der Leitung von FDP-Senatoren, erst Reinhard Philipp und dann Dieter Biallas. Wenn beide vielleicht auch noch einem elitären Kulturbewusstsein anhängen, waren sie doch aufgeschlossen für kulturpolitische Maßnahmen zur Breitenwirkung und für mehr demokratische Strukturen in den Institutionen, wie z. B. in den Museen. Sicherlich trugen dazu die Auseinandersetzungen an den Hochschulen bei, dem weit gewichtigeren Bereich innerhalb ihrer Behörde. Die Studentenbewegung von 1968/69 hatte hier zu tiefgreifenden Veränderungen geführt.

Schon im Sommer 1973 hatte eine von mir initiierte Gewerkschaftsgruppe am Museum für Hamburgische Geschichte die Forderung nach Mitbestimmung mit programmatischen Überlegungen zur Aktivierung und Neugestaltung vorgelegt. Die Ausstellungsinhalte sollten um die Darstellungen »zur Sozialgeschichte der städtischen Bevölkerung, zur Geschichte der Arbeiterbewegung, zur Technik und den Arbeitsbedingungen im industriellen Zeitalter« ergänzt und verändert werden.<sup>27</sup>

Dass mit solchen Inhalten großes Publikumsinteresse geweckt werden konnte, bewies eine vom damaligen Kulturamt in der Behörde für Wissenschaft und Kunst selbst konzipierte und organisierte Ausstellung. Sie wurde 1974 in einem Speicherhaus in der Innenstadt am Cremon gezeigt, mit dem Titel ›Als Hamburg nobel war 1871–1914. Widersprüche einer Zeit. Es war eine, nach meiner Meinung, schaurig-schöne Schau der sozialen Gegensätze jener Zeit in einem leichtfertigen Umgang mit gegenständlichen Zeugnissen und schriftlichen Dokumenten in überspitzt inszenierten Environments. Dennoch, der massenhafte Besuch war sowohl für Bürgermeister Dieter Biallas als auch für Wolfgang Tarnowski ein positives Argument für Neuerungen im Museumswesen mit mehr Aktualitätsbezug und mehr Entgegenkommen für das, was breite Bevölkerungskreise berührte.

Dazu gab es in der Bundesrepublik ein Aufsehen erregendes und sehr umstrittenes Experiment, das Frankfurter Historische Museum im Neubau von 1972. Sein Leiter Hans Stubenvoll und seine engagierten jüngeren Mitarbeiter, wie Detlef Hoffmann und Almut Junker, verstanden es als ein Museum der demokratischen Gesellschaft.<sup>28</sup> Es wurde politisch von der Frankfurter

---

<sup>27</sup> Ulrich Bauche: Zum Mitbestimmungsmodell am Museum für Hamburgische Geschichte. In: Ellen Spickernagel/Brigitte Walbe (Hg.): Das Museum. Lernort contra Musentempel. Gießen 1976, S. 157 ff.

<sup>28</sup> Detlef Hoffmann/Almut Junker/Peter Schirmbeck (Hg.): Geschichte als öffentliches Ärgernis oder: ein Museum für die demokratische Gesellschaft. Das Historische Museum in Frankfurt a. M. und der Streit um seine Konzeption. Gießen 1975.

SPD, von Rudi Arndt als Oberbürgermeister und seinem Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann getragen. Die dieses Experiment vehement ablehnenden Gegner, von liberal bis konservativ, darunter fast die ganze bundesdeutsche Tages- und Wochenpresse, diffamierten es als eine den Klassenkampf verherrlichende marxistische Klippschule. Ebenso aufgeregt reagierte die bundesdeutsche Museumswelt wie auch die Vertreter der Kunst- und Kulturwissenschaften an den Universitäten. »Museum – Lernort contra Musentempel« benannte der Ulmer Verein für Kunstwissenschaft seine radikal-demokratische Position auf einer Tagung 1975 in Frankfurt. In der Auseinandersetzung ging es nicht nur um die in Frankfurt gezeigten Inhalte mit demokratisch-emanzipatorischer Tendenz, sondern auch um den Umgang mit den Exponaten, hier mit ihrer Einordnung in ein beherrschendes Textsystem. Vom begehren Lehrbuch sprachen die Kritiker. Das dazu diskutierte Gegenbeispiel bot das neue, 1974 eröffnete Römisch-Germanische Museum der Stadt Köln.<sup>29</sup> Es zeigt seine fulminante Sammlung zur provinzial römischen Antike in einer den modernen Präsentationen von Luxuswaren abgeschauten Gestaltung, in einer Bedeutungsabstufung, die von der Ansehnlichkeit und Schönheit der Exponate her bestimmt wird. Und es hatte gleich zu Beginn einen im Besucherstrom ablesbaren Publikumserfolg.

Die Diskussion berührte auch die Kulturpolitik in Hamburg mit Gegnern und Befürwortern des einen und anderen Beispiels. In der Findungskommission von 1975/76 für einen neuen Direktor am Museum für Hamburgische Geschichte waren als Fachleute von auswärts Hans Stubenvoll aus Frankfurt und Hugo Borger, Direktor des Römisch-Germanischen Museums Köln, berufen worden.

Da am Museum für Hamburgische Geschichte der bisherige Direktor Ende 1973 in den Ruhestand ging, wurde schließlich 1974 für dieses Museum ein auf drei Jahre befristeter Modellversuch einer Mitbestimmung angekündigt, verbunden mit der Berufung eines damit einverstandenen neuen Direktors. Mit April 1976 trat Jörgen Bracker, vorher Abteilungsleiter im Römisch-Germanischen Museum in Köln, dieses Amt an.<sup>30</sup>

Trotz jener der Form nach durchgeführten Mitbestimmung ließen sich dann unsere Pläne inhaltlicher Erweiterung der Museumsausstellungen nicht

---

<sup>29</sup> Jörgen Bracker: Zum Konzept des Römisch-Germanischen Museums in Köln – in Auswirkung und Kritik. In: Spickernagel/Walbe, wie Anm. 27, S. 84 ff.

<sup>30</sup> Vgl. dazu Herbert Hötte: Das historische Museum in Bewegung. Das Museum für Hamburgische Geschichte. Eine Fallstudie. Hamburg 2001, spez. S. 209.

verwirklichen. Vorerst ausgeschlossen blieben die Sozialgeschichte der städtischen Bevölkerung, die Technik und Arbeitsbedingungen im Industriezeitalter, Arbeitskampf und Arbeiterbewegung. Herbert Hötte, heute Leiter des Museumsdienstes in Hamburg, hat die Details in seiner geschichtswissenschaftlichen Dissertation ›Das historische Museum in Bewegung, Das Museum für Hamburgische Geschichte‹ analysiert.

In einigen anderen kulturgeschichtlichen Museen begannen in den 1970er Jahren die Themen Industrie und der mit ihr verbundene Wandel der Arbeits- und Lebensverhältnisse für Sammlungen und Ausstellung wichtig zu werden. Weite Anerkennung fand das Museum der Stadt Rüsselsheim unter Peter Schirmbeck mit seiner ersten 1976 eröffneten Abteilung ›Industriezeit‹.<sup>31</sup> Die von den Opel-Automobil-Werken dominierte Stadt ergriff als erste diese Chance.

Selbst im damals bereits seit 125 Jahren bestehenden Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg wurde dieser Trend aufgenommen. Der Volkskunde-Abteilungsleiter Bernward Deneke beteiligte sich 1978 zusammen mit dem Nürnberger Kulturdezernenten Hermann Glaser an der Konzeption eines Centrum Industriekultur, als einem Museum für die demokratische Gesellschaft.<sup>32</sup>

Hermann Glaser formulierte dazu 1981:

»Wer dem Alltag unserer unmittelbaren Vergangenheit auf der Spur ist, der befindet sich auf einer besonders existentiellen Fahrt. Hier begegnet das ›breite Publikum‹ sich selbst und hat keine besonderen Schwierigkeiten, die Werke und Dokumente der Vergangenheit zu verstehen; denn die ist in der Familienerinnerung noch präsent. Industriekultur erweist sich als eine zugleich vergangene wie weiterwirkende Epoche. Die Grenzen des Wachstums lassen uns nach den Ursprüngen des Wachstums fragen; die Angst vor der Zukunft fordert die Überprüfung der Glückserwartung von damals. Mit der Industriekultur beginnt ›unsere‹ Geschichte.«<sup>33</sup>

Die erste Ausstellung des Centrum Industriekultur in einem alten Straßenbahndepot in Nürnberg 1982 hieß ›Industriekultur – Expeditionen ins All-

<sup>31</sup> *Peter Schirmbeck*: Museum der Stadt Rüsselsheim, Katalog der Abteilung I: Vom Beginn der Industrialisierung bis 1945. Rüsselsheim 1981, 2. Aufl.

<sup>32</sup> *Hermann Glaser/Bernward Deneke/Karl Georg Kaster/Johannes Hübner*: Museum und demokratische Gesellschaft. Vorüberlegungen zum Konzept eines historischen Museums für Nürnbergs Industriekultur. Schriften des KPZ im Germanischen Nationalmuseum. Nürnberg 1978.

<sup>33</sup> Aufriß. Zeitschrift des Centrum Industriekultur. Nürnberg, Heft 1 (1982), S. 4.

tägliche« und propagierte diesen Begriff, indem es ihn an 13 Einzelthemen, wie es hieß »industriellen Leitfossilien« exemplifizierte. Klaus Jürgen Sembach kündigte in der ersten Nummer der Zeitschrift des Centrums »Aufriß«, 1982, das Ausstellungsprojekt an:

»Mit einer Ausstellung über Industriekultur soll versucht werden, diesen noch relativ neuen Begriff visuell zu umschreiben ...

Die auslösende Idee von ›Industriekultur‹, abseits von den geläufigen Vorstellungen über Elitekultur, die Aspekte einer ganz anderen, vergessenen und missachteten Kultur aufzeigen zu wollen, resultiert aus unserer modernen Gesellschaftsentwicklung. Die pointierte Gegensätzlichkeit von hoch und niedrig, reich und arm, wissend und unwissend, die zutreffen konnte für die noch stärker hierarchisch bestimmte Situation des 19. Jahrhunderts, hat sich in unserer Zeit zunehmend aufgelöst. Die Positionen sind ins Gleiten gekommen. Die Betrachtung hat sich ausgeweitet, sie fasst ›Arbeits- und Lebenswelt‹ ganz allgemein ins Auge. Dahinter steht die Einsicht, dass die Abhängigkeit unsrer Kultur von industriellen Faktoren inzwischen so gewachsen ist, dass nicht mehr einzelnen Schichten zugesprochen werden kann. Sie ist heute ein gesamtgesellschaftliches Ereignis und nicht länger ein klassenspezifisches. Das uneingeschränkte Bekenntnis zu unserer technikbestimmten – und in dieser Weise ja keineswegs mehr neuen – Existenzform wurde bisher immer wieder verzögert, abgeschwächt oder auch regelrecht dementiert ...

Die Wortverbindung ›Industriekultur‹ bekennt sich nun ausdrücklich zu der Einheit von zwei Begriffen, die einer überholten Auffassung nach eher getrennt betrachtet werden. Um scheinbar Disparates deutlich als die gemeinsamen Bestandteile ein und desselben Prozesses erscheinen zu lassen, bietet sich die Form einer Ausstellung in besonderer Weise an.«<sup>34</sup>

Die 13 sogenannten Leitfossilien in der Reihenfolge der Ausstellung waren:

Schiene – Lichtschalter – Fahrrad – Henkelmann – Titanic – Zigarette – Banane – Malterkreuz – Spalttablett – Wecker – Girl-Poster – Telefon – Leichter als Luft.

Diese Beispielthemen der Industriekultur sind im Heft 2 »Aufriß« als Belegheft zur Ausstellung ausführlich erläutert. Weitere Themen der späteren »Aufriß«-Nummern behandeln u. a. Alltägliches Bewahren sowie Arbeitererinnerungen aus Nürnberg

Es gab in dieser Zeit zahlreiche Buchveröffentlichungen, die den Begriff Industriekultur von Nürnberg aus propagierten.<sup>35</sup>

Die bedeutendste Ausstellung bot 1985 zum 150-Jahre-Jubiläum der deutschen Eisenbahn das Germanische Nationalmuseum mit dem Titel ›Leben und

---

<sup>34</sup> Ebd., S. 15 f.

<sup>35</sup> *Hermann Glaser, Wolfgang Ruppert, Norbert Neudecker* (Hg.): *Industriekultur in Nürnberg. Eine deutsche Stadt im Maschinenzeitalter*. München 1980. *Hermann Glaser*: *Maschinenwelt und Alltagsleben. Industriekultur in Deutschland vom Biedermeier bis zur Weimarer Republik*. Frankfurt am Main 1981.

Arbeiten im Industriezeitalter. Eine Ausstellung zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bayerns seit 1850.<sup>36</sup> Sie wurde unter der Leitung von Bernward Deneke in Verbindung mit dem Centrum Industriekultur durchgeführt.

Industriekultur hat sich seitdem als Sammel- und Oberbegriff sowohl für viele verschiedene Erscheinungen des Industriezeitalters bis zur Gegenwart als auch als ein Schlagwort für heutige Kulturaktivitäten in Deutschland durchgesetzt.

Das hing offenbar damit zusammen, dass der aus dem Englischen übersetzte Begriff Industriearchäologie in Deutschland sich nicht als werbewirksam erwies.

Archäologie war und ist hier kein Betätigungsfeld größerer Menschengruppen. Die Vielen, die sich als einzelne und in Vereinen mit historischen Industrieobjekten beschäftigen, sehen dies nicht als elitäre Archäologie an. Als gewöhnliche Hobbys gilt es denjenigen, die z. B. an Modelleisenbahnen bauen, und den in Vereinen organisierten Freunde der Eisenbahn, die alte Lokomotiven und Waggonen sammeln, pflegen und auf Strecken und Bahnhöfen, die aus dem öffentlichen Betrieb herausgenommen sind, Zugverkehr betreiben. Oder die, die alte Autos oder Motorräder in Gang halten. Hinzu kommen die Sammler von vielen anderen technischen Industrieprodukten, wie Fotokameras, Schreibmaschinen, Radios, Schiffsmodellen usw. Sie stellen zusammen ein kulturpolitisches Potenzial dar. Als Museumsmitarbeiter bin ich von vielen, auf ihrem Gebiet erstaunlich kenntnisreichen Experten angesprochen worden. Waren vor 1960 Sammler von Münzen, Graphik, Porzellan die vornehmlichste Gruppe der die kulturgeschichtlichen Museen kontaktierenden Fragesteller, so hat sich dies in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich verändert und hin zu den Sammlern alltäglicher Industrieprodukte verschoben.

Etwas anderes zeigt sich in der Beibehaltung des Begriffs Industriearchäologie im deutschsprachigen Hochschulbereich. Es gibt aus jüngster Zeit dafür viele Beispiele:

Die Internet-Enzyklopädie »Wikipedia« widmet diesem Begriff eine längere Erklärung als dem der Industriekultur.

---

<sup>36</sup> *Gerhard Bott* (Hrsg.): *Leben und Arbeiten im Industriezeitalter. Eine Ausstellung zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bayerns seit 1850.* Im Auftrag des Freistaates Bayern veranstaltet vom Germanischen Nationalmuseum in Zusammenarbeit mit dem Centrum Industriekultur. Nürnberg/Stuttgart 1985.

»Danach ist Industriearchäologie im engeren Sinne die Erforschung der materiellen Hinterlassenschaften früherer technischer Produktion. Dabei werden nicht nur das Industriezeitalter, sondern auch frühere Epochen des Bergbaus, der Metallverhüttung, der Glasherstellung, der Ziegel- und Keramikproduktion usw. einbezogen  
Im Zusammenhang mit Kulturlandschafts- und Wüstungsforschung kann Industriearchäologie als umfassende Methode zur Erforschung und Katalogisierung der Kulturlandschaft verstanden werden.«<sup>37</sup>

Jüngste Google-Nachweise benennen Industriearchäologie in Hochschulaktivitäten für das Sommersemester 2006, z. B.:

- den Lehrstuhl für Technikgeschichte und Industriearchäologie der Technischen Universität Bergakademie Freiberg in Sachsen,
- im Arbeitsbereich Kulturgeographie, Geowissenschaft der Universität Hamburg, Kulturlandschaftsforschung und Industriearchäologie,
- an der Technischen Universität Wien Lehrveranstaltung Industriearchäologie.

Kehren wir wieder zur hamburgischen Kulturpolitik zurück.

Die innerhalb der SPD und der Gewerkschaften in den 1970er Jahren stark angewachsene Diskussion um Kulturpolitik und Geschichtsbewusstsein sollte nach dem Sieg in der Bürgerschaftswahl 1978 in die politische Praxis umgesetzt werden. Wolfgang Tarnowski wurde Senator und damit zum Präses einer wieder eigenständigen Kulturbehörde. Bei seinem Antrittsbesuch im Museum für Hamburgische Geschichte im Herbst 1978 vermisste er im Gespräch mit dem Direktor konkrete Planungen für das Thema Arbeiterbewegung. Dabei war dieses Thema als dringliche Aufgabe dieses Hauses schon während der Debatte um Mitbestimmung seit 1973 in der Behörde anerkannt und wurde 1976 in dem vom ehemaligen Generaldirektor der Kölner Museen, Gert von der Osten, erstellten Gutachten für die Hamburger Museen bestätigt. Auf die Vorhaltungen Tarnowskis hin kündigte Jörgen Bracker nun sofort ohne Bedenkzeit eine zum 1. Mai 1979 zu eröffnende Ausstellung an und schob mir diese Aufgabe zu.

Am Vorabend des 1. Mai 1979 eröffnete der Vorsitzende des DGB Kreis Hamburg, Hans Saalfeld, mit einer Rede im Museum für Hamburgische Geschichte die Ausstellung ›Arbeiterbewegung in Hamburg von den Anfängen bis 1918‹.<sup>38</sup>

---

<sup>37</sup> Wikipedia. Die freie Enzyklopädie. DVD, Berlin 2005.

<sup>38</sup> Die Rede ist als Beilage abgedruckt in: Arbeiterleben und Arbeitskampf in Hamburg bis zum Ersten Weltkrieg. Fotografien und Flugschriften. Text: Ulrich Bauche. Hrsg. vom Museum für Hamburgische Geschichte und der Gewerkschaft ÖTV, Hamburg 1981. Der Inhalt der Ausstellung wurde im späteren Katalogbuch wiedergegeben: *Ulrich Bauche/Ludwig Eiber/Ursula Wamser/Wilfried Weinke* (Hg.): ›Wir sind die Kraft. Arbeiterbewegung in Hamburg von den Anfängen bis 1945. Katalogbuch zu Ausstellungen im Museum für Hamburgische Geschichte. Hamburg 1988.

Offensichtlich hatte diese Ausstellung eine hohe Aktualität. Sie wurde nicht nur stark besucht, sondern auch vielfältig diskutiert. Die Darstellung des Themas im Langzeitschnitt und mit vielen Originaldokumenten war neu für Hamburg. Neben den vielen zustimmenden Äußerungen in den Presseorganen vor allem der Gewerkschaften, Bildungs- und Kultureinrichtungen, gab es wenige kritische Stimmen, wie die von Uwe Bahnsen in der Tageszeitung ›Die Welt‹, der darin eine staatlich geförderte Anstiftung zum Klassenkampf argwöhnte.

In den Jahren 1975–1979 gab es für die industrielle Arbeitswelt Hamburgs deutliche Krisenzeichen. Die Wertfenkrise steuerte auf einen neuen Höhepunkt zu. In der Druckindustrie liefen die Streiks um die Besetzungsregelung beim Fotosatz und bei der Texterfassung. Gewerkschaftliche Demonstrationen gegen Arbeitsplatzvernichtung waren auf der Tagesordnung.

Der Zeise-Konkurs gab dem Ottensener Projekt des Museums der Arbeit eine neue, brennende Aktualität. In dem Heft ›Kultur für alle was, wann, wo in Hamburg‹, für Oktober 1979 wurde zum ersten Mal für die Öffentlichkeit von einem zu schaffenden Verein für das Museum der Arbeit gesprochen. Doch die eigentliche Trägerschaft des künftigen Museums wurde von den Initiatoren realistischerweise im hamburgischen Staat erwartet. Dass der von Kersten Albers verfasste Text in dem von der Kulturbehörde herausgegeben Heft zum Themenschwerpunkt Arbeiterkultur erschien, signalisierte bereits das Interesse der Behördenleitung an dem Projekt. Dazu kam, dass die Behörde selbst in diesem Heft ein eigenes Großvorhaben ankündigte, die Ausstellung, die dann 1982 unter dem Titel ›Vorwärts und nicht vergessen! Arbeiterkultur in Hamburg um 1930‹ auf dem Kampnagel-Gelände Aufsehen erregte.<sup>39</sup> Mit Dr. Volker Plagemann als neuem Senatsdirektor seit 1979 hatte sich das Interesse der Behörde an dieser Thematik und ihre Unterstützung dafür deutlich verstärkt.

Führende Mitarbeiter der Behörde waren im Mai 1980 an der Gründung des Vereins Museum der Arbeit beteiligt. Doch der favorisierte Standort Zeise ließ sich nicht realisieren.

Anfang 1982 erhielt das Museum für Hamburgische Geschichte den Auftrag, die den Verein überfordernde, stark expandierende Sammlung von Maschinen und Material industrieller Arbeit zu betreuen, zu lagern, zu inventarisieren, wo nötig zu konservieren. Das geschah durch meine Hauptabtei-

---

<sup>39</sup> Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.): Vorwärts – und nicht vergessen. Arbeiterkultur in Hamburg um 1930. Berlin (West) 1982.

lung Kultur- und Sozialgeschichte, Zeitgeschichte. Ein enger Mitarbeiter von mir, Rolf Bornholdt, wurde damals in dem von der Behörde angemieteten Fabrikbau Maurienstraße in Barmbek, ehemals New-York-Hamburger-Gummiwarenfabrik, der erste hauptamtliche Dokumentar der Museumsabteilung Museum der Arbeit.<sup>40</sup>

Darin begannen 1984 als wissenschaftliche Mitarbeiter die Sozialhistorikerin Martina Cataruzza, und der Technikhistoriker Gernot Krankenhagen, der vorher die Deutsche Arbeitsschutz-Ausstellung in Dortmund in ihrer Vorbereitungsphase geleitet hatte. Krankenhagen übernahm 1985 die Leitung der Abteilung,<sup>41</sup> Erst nach heftigen Auseinandersetzungen in der hamburgischen Politik, wobei die Unterstützung durch die Gewerkschaften entscheidend war, wurde 1990 ein eigenständiges Staatliches Museum beschlossen, das 1997 seine ständige Ausstellung in Barmbek eröffnete. Darüber und über die für dieses Museum notwendige, charakteristische und hoch anerkennenswerte Mitarbeit ehrenamtlicher Kräfte berichtet das Heft ›25 Jahre Verein Museum der Arbeit‹. Ohne die Ehrenamtlichen gäbe es keine technische Vorführungen, für die die graphische Abteilung mit Setz- und Druckmaschinen bereits seit 1984 genutzt wurde. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, dass die lange Zeit der Ungewissheit und der Vorbereitungen erfolgreich überstanden wurde.

Aktuell macht der Aufbau des Hafenumseums als Außenstelle am Standort des denkmalgeschützten Kaischuppens 50 A an der Australienstraße von sich reden. Hier besonders sind die ehrenamtlichen Praxisexperten am Werk. Einer von ihnen ist der gelernte Dreher, Industriemeister, langjährige Maschinenmeister im Museum für Hamburgische Geschichte, Rolf Wedeking, der heute mit 85 Jahren die Dampfmaschine des Schwimmkranes ›Saatsee‹ instand und in Betrieb hält und in dessen hoch gelegene Steuerungskanzel heraufsteigt. Eine Reportage mit ihm lief im Abendjournal des NDR 90,3 am 5. Juli 2006.

Ich bin dem Museum der Arbeit auch nach meiner Pensionierung 1993 verbunden geblieben. Gleich danach war ich zehn Jahre im Vorstand des Vereins, der sich nach der Eröffnung 1997 in Freunde des Museums der Arbeit umbenannt hatte. Mein hauptsächlichstes Aufgabenfeld darin waren die Tagesexkursionen und die in der Regel Drei-Tages-Reisen für die Vereinsmitglieder zu Industriemuseen, Industriedenkmälern, Freilichtmuseen im In- und Ausland.

---

<sup>40</sup> *Rolf Bornholdt*: Geschichte von unten. Das Engagement für ein anderes Museum. In: 25 Jahre Verein Museum der Arbeit, wie Anm. 4, S. 35–46.

<sup>41</sup> *Gernot Krankenhagen*: Das Museum entsteht. Von der Bürger-Initiative zum staatlichen Museum. Ebd., S. 47–66.

Mir kam dabei zugute, dass ich durch Veranstaltungen und Exkursionen der Museumsverbände und Volkskundevereinigungen, wie der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde oder dem Niederdeutschen Verband für Volks- und Altertumskunde, jetzt für Kulturgeschichte, mit manchen frühen Planungen für diese in der Gegenwart aufgeblühten Kulturstätten und Tourismusziele bekannt gemacht wurde und ihre Entwicklung verfolgte.

Als ich 1982 die fachliche Anleitung der im Entstehen begriffenen Abteilung übernahm, machte ich eine vierwöchige Wohnmobilreise zu den wichtigsten britischen Industriemuseen. Die Reise führte von Newcastle upon Tyne über York, Sheffield, Telford nach London. Ich war beeindruckt und angeregt von der großen Vielfältigkeit der Museumsformen und von der humorvollen, spielerischen Didaktik. Die bedeutende Rolle der engagierten, meist ehrenamtlichen Praxisexperten wurde mir deutlich.

Später war ich mit Gernot Krankenhagen und seinem anwachsenden Team gemeinsam zu Besuchen in Deutschland, dort wo neue Industriemuseen entstanden, bzw. auch, wo solche Vorhaben wegen mangelnder Unterstützung sich später nicht realisieren ließen.<sup>42</sup>

Der Umgang mit dieser Thematik hatte mich schließlich bewogen, in meinem Lehrauftrag am Hamburger Institut volkskundliche Aspekte auf die Formen industrieller Arbeit und auf die Kulturaktivitäten, die mit ›Industriekultur‹ bezeichnet werden, zu erproben.

Das Mittelseminar im WS 2000 /2001 hatte ich angekündigt mit dem Titel ›Industriearbeit, volkskundlich betrachtet (mit Besuch industriegeschichtlicher Museen)‹. Bei der Zusammenstellung der Literatur dazu fiel mir auf, dass unser Fach zu konkreter Arbeit in industriell bestimmten Bereichen kaum Untersuchungen geleistet hat. Und das im deutlichen Unterschied zu den praktisch orientierten Wissenschaften, der theoretischen Behandlungen der Rationalisierungen, der Betriebssoziologie, der Arbeitsmedizin und der Arbeitspsychologie. Die Hemmnisse im volkskundlichen Umgang mit Industrie-Arbeitswelten liegen sowohl in der unübersehbaren Fülle ihrer zeit- und branchentypischen Ausprägungen als auch in den komplizierten Konfliktlagen der in ihnen beteiligten Menschen und der sich daraus ergebenden ideologischen Konfrontationen.

Die Lehrveranstaltung im SS 2001 zielte auf eine achttägige Exkursion zu Industriedenkmalern und Industriemuseen in Nordrhein-Westfalen, wozu

---

<sup>42</sup> Zum Beispiel eines nicht weitergeführten Projektes, der Geschichtswerkstatt in Lübeck-Herrenwyk, vgl.: *Wulf Schadendorf*: Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck: Leben und Arbeit in Herrenwyk. Geschichte der Hochofenwerk Lübeck AG, der Werkkolonie und ihrer Menschen. Lübeck 1985.

zwei Blockseminare zur Vorbereitung dienten. Wie schon oben erwähnt, hatte das Land NRW, nach Rheinland und Westfalen geteilt, zwei Industriemuseen in zahlreichen einzelnen Stationen in denkmalgeschützten Anlagen angelegt und sukzessive seit 1985 eröffnet. Diese Museumskomplexe behandeln nicht nur Technik- und Wirtschaftsgeschichte, sondern auch im weitesten Sinne die Geschichte des Alltags von Unternehmern, Beschäftigten, ihren Angehörigen und Nachbarn sowie die starken Veränderungen durch Migration und Verstädterung und ihre Auswirkungen auf viele kulturelle Bereiche. Ausdrücklich auch werden die als Ent-Industrialisierung bezeichneten Vorgänge mit ihren weitreichenden Folgen thematisiert.

Als ich die Exkursion ankündigte, wusste ich noch nicht, dass viele der von mir ausgewählten Besuchsorte wenige Monate zuvor als »Route Industriekultur – Ruhrgebiet« durch auffällig gestaltete Informationsschilder gekennzeichnet worden waren. Schon beim ersten Objekt unserer Besichtigungen, der Henrichshütte in Hattingen an der Ruhr südlich von Bochum, einem stillgelegten Hochofenwerk, wurden wir darauf aufmerksam. Wir erhielten dort sogleich das gedruckte Informationsmaterial mit Wegekarten und Beschreibungen der Stationen. Auch ein kurz bevorstehendes Event fanden wir angekündigt für das örtliche Publikum, die »Lange Nacht der Industriekultur«. Das auffällige Marketing für den Tourismus hatte offensichtlich Erfolg.

Vier Standorte der beiden Westfälischen und Rheinischen Industriemuseen sind inzwischen auch zu Ankerpunkten der Europäischen Route für Industriekultur erklärt worden, European Route of Industrial Heritage.

Diese Begegnung mit dem Wort Industriekultur als Publikumsmagnet, worüber die Exkursionsteilnehmer sofort diskutierten, bewog mich, im darauf folgenden Semester ein Seminar zu diesem Begriff und seinen Anwendungen anzubieten. Hieraus nur einige Erkenntnisse: Das Schlagwort Industriekultur – suggeriert Werte, die erhalten, gepflegt und eventuell rekonstruiert werden sollen, weil sie sonst verloren gehen,

- es wird als positives Identitätsmerkmal für ehemals in der alten Industrie Beschäftigte, ihre Angehörigen und Nachkommen angeboten,
- es propagiert eine Rückbesinnung als emanzipatorisches demokratisches Geschichtsverständnis.

Für ein Schlagwort gilt seine Unschärfe als charakteristisch. Wir finden Industriekultur angewandt auf ein Sammelsurium von Themenfeldern und Objektbereichen.

Das fiel mir schon bald nach dem Aufkommen dieses Begriffes auf. Volker Plagemann, damals Senatsdirektor in der Kulturbehörde, hat 1984 nach Hermann Glasers Anregung das Buch ›Industriekultur in Hamburg‹ herausge-

geben.<sup>43</sup> Ich hatte dazu den Beitrag »Arbeitsleben und Arbeitskampf« geschrieben. Aber vergeblich blieb meine Anregung, den Begriff »Industriekultur« zu hinterfragen und den unter ihm subsumierten großen Komplex zu strukturieren. Wahrscheinlich wäre eine theoretische Erörterung auch nicht hilfreich gewesen. Schließlich hat das Schlagwort seine eigene Wirksamkeit entfaltet.

Zum Abschluss gestatten Sie mir den Hinweis auf ein angekündigtes bedeutendes Event. Als Europäische Kulturhauptstadt für das Jahr 2010 wurde im April 2006 vom zuständigen Gremium des Europarates die Stadt Essen ausgewählt. In der Begründung dazu werden die besonderen Leistungen dieser Stadt und ihrer Region Ruhrgebiet in der Pflege des industriellen Erbes besonders durch ihre Umnutzung zu differenzierten kulturellen Zwecken hervorgehoben.

Dazu aus einer journalistischen Beschreibung:

»Die von Fritz Schupp und Martin Kremmer erbaute Zeche Zollverein war das imposanteste Stahlbauwerk in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Die 1932 in strengem Bauhausstil errichtete Anlage galt als Europas größtes Steinkohlenbergwerk. Die strenge Geometrie, der kubische Aufbau, die klare Massenverteilung: die Kathedrale der Industriekultur ist ein gut gegliedertes Gebäude, in dem heute Ausstellungen und Konzerte stattfinden. Die Zeche Zollverein wurde von der UNESCO im Jahre 2001 zum Weltkulturerbe erhoben. Inzwischen wird statt Kohle Kunst gefördert.«<sup>44</sup>

Anregungen bieten sich genug dafür an, dass angehende Kulturwissenschaftler sich mit dem florierenden Komplex Industriekultur beschäftigen – und das auch, um darin vielleicht später Beschäftigung zu finden.

---

<sup>43</sup> *Volker Plagemann* (Hg.): *Industriekultur in Hamburg. Des Deutschen Reiches Tor zur Welt*. München 1984 (*Industriekultur deutscher Städte und Regionen*, hrsg. v. Hermann Glaser).

<sup>44</sup> *Gerhard Ullmann*: *Kunst statt Kohle. Ein Architekturspaziergang durch die Kulturhauptstadt Europas 2010*. In: *Wochenzeitung »Freitag«* vom 7. Juli 2006, Beilage.